



Isolde Charim
Knapp überm
Boulevard

Kommunismus als Symptom

Zum Bürgermeister von Salzburg hat es dann doch nicht gereicht. Aber aus der Stichwahl ging der kommunistische Kandidat als Vizebürgermeister hervor. Nach Graz wird nun schon die zweite österreichische Stadt kommunistisch (mit)regiert.

Ein Linksruck in den Alpen?

Ausgerechnet der konservative Altkanzler Wolfgang Schüssel hat den Punkt getroffen. Seine Reaktion auf den Wahlerfolg von Kay-Michael Dankl, Spitzenkandidat der KPÖ+, „Dieses Label ist toxisch.“ Aber nicht „toxisch“ trifft es – sondern „Label“.

Für den historischen Kommunismus war seine Bezeichnung kein Label – kein Etikett für eine Verpackung. Für die KPÖ+ hingegen ist es genau das: ein Label.

Alle Kommentatoren stürzen sich nun darauf und fragen: Warum behalten die diesen Namen? Aber die neuen KPler bewohnen diesen Namen in vielerlei Hinsicht nicht oder nicht in der alten Weise. Bevor man das wertet, sollte man die Differenzen betrachten.

Die KPÖ+ ist keine leninistische Partei. Vielmehr hat eine linke Mitmachplattform mit der KPÖ fusioniert. Es ist also eine Bewegung und eine Allianz – kein zentralistischer Parteiparat.

Diese Allianz hat kein umfassendes Politikkonzept, sondern nur eine Agenda: soziale Politik mit Schwerpunkt Wohnen. Politik als direkte Intervention in die unmittelbare Lebenswelt also. Weshalb das Lokale ihr Gebiet ist. Zum Nicht- oder Neubewohnen des alten Namens gehören auch zwei Abwesenheiten.

Da ist zum einen die bemerkenswerte Abwesenheit von Nostalgie. Das Tragen des Namens KP scheint nicht verbunden mit einer elegischen Sehnsucht nach alten Zeichen und Zeiten. Dazu gehört auch Kay-Michael Dankls Auftreten: Kein Dialekt. Keine Arbeiterromantik. Keine Klassenkampfrhetorik. Sein Auftreten ringt auch bürgerlichen Kommentatoren die Bezeichnung „sympathisch“ ab. Um das abzuwehren, wird dann sofort das „böse Wort Kommunismus“ gegen Herrn Dankl ins Treffen geführt. Als Exorzismus gegen die Sympathie.

Wenn Dankl sich auf eine kommunistische Tradition bezieht, dann auf eine sehr spezielle – etwa jene auf zwei Widerstandskämpferinnen. Die antifaschistische Tradition der Kommunisten wird an zwei Frauen geborgen. Das ist nicht die Tradition einer Massenorganisation, sondern die einzelner Kämpferinnen.

Die zweite bemerkenswerte Abwesenheit ist die von Theorie. Der Sozialdemokrat Babler wurde für das „Eingeständnis“ seiner Marx-Lektüre gebastet – die erfolgreiche KPÖ+ hingegen ist seltsam Theoriefern. Dankls offenerziges 30-maliges Scheitern an einer Lektüre des „Kapitals“ ist kein Zufall. Wertfrei betrachtet zeugt das ebenso von Beharrlichkeit wie von Theorielosigkeit. Man kann das gut oder schlecht finden – in jedem Fall entspricht das einer Politik der konkreten Intervention.

Ist der Name KP also ein „Etikettenschwandel“, eine „kulturelle Aneignung“ wie ein Kommentator ironisch meinte?

In jedem Fall leistet er einer Sache Vorschub: dem flächendeckenden Kolportieren vom „Gespenst des Kommunismus“. Allerorten steht: Das Gespenst sei zurückgekehrt, ein Untoter sei aufstanden. Aber Marxens berühmtes Wort: „Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus“ gab nur die Angstvision seiner reaktionären Gegner wieder. Die Rede vom Gespenst traf also schon in Bezug auf den historischen Kommunismus nicht zu – weshalb es eben eines „Manifests“ bedurfte, um dem „Märchen vom Gespenst des Kommunismus“ entgegenzutreten.

Und auch heute entspricht die Rede vom Gespenst keiner Realität, sondern dient vielmehr einem Retro-Feindbild.

Den neuen Trägern hingegen dient die Bezeichnung eher zum Markieren einer Differenz – jener zu den übrigen Parteien. Das mag man gut finden oder nicht – je nach politischer Position.

Klar ist aber, dass die Wahlerfolge in Graz und Salzburg nicht so sehr einem prononcierten Linksruck entsprechen – sondern eher einem Symptom. Die Wahl einer Differenz, einer ganz anderen politischen Position ist Indikator für ein tiefes Misstrauen gegen alle anderen politischen Bewerber.

Die Autorin ist Publizistin in Wien.



Nicky Winton
(Anthony
Hopkins) als
Ehrgast bei
der Sendung
„That's Life“
Foto:
SquareOne
Entertainment

Held im Stillen

Die Filmbiografie „One Life“ erzählt von Nicholas Winton, der kurz vor dem Zweiten Weltkrieg eine Rettungsaktion für Kinder aus der Tschechoslowakei organisierte

Von Arabella Wintermayr

Immer wieder macht er seine Runde in den sozialen Medien: Ein kleiner Ausschnitt aus einer britischen Talkshow, aufgezeichnet in den späten Achtzigern. Ein alter Herr mit großer Brille sitzt in der ersten Reihe des Publikums. Es scheint, als wüsste er nicht genau, was ihn in den nächsten Augenblicken erwartet, als die Moderatorin ihn direkt adressiert. Sie bittet schließlich all jene Zuschauer, die ihr Leben diesem Mann, Nicholas Winton, zu verdanken haben, aufzustehen. Es erhebt sich der gesamte Saal.

Als sich Nicholas Winton umdreht, den Menschen um ihn herum sichtbar bewegt zunicht und sich unter die Brille fasst, um sich die Tränen aus den Augen zu wischen, fühlt man sich auch jetzt noch, als Zuschauer, dem der kurze Clip gerade auf Twitter, Facebook oder TikTok begegnet ist, ergriffen. Wenngleich sich in diese Ergriffenheit unweigerlich das flau Gefühl mischt, dass die Geschichte hinter dem, was Nicholas Winton vollbrachte, eine zu bedeutsame ist, als dass sie weder damals für einen aufmerksamkeitsschenden Medienstunt noch heute für das schnelle Generieren von Klicks, „Likes“ und Kommentaren erhalten sollte.

Mit etwas Glück erfährt man aus der Beschreibung eines der viralen Videos gerade noch, dass Nicholas Winton zwischen 1938 und 1939 mehrere Transporte organi-

sierte, die 669 Kinder, meist aus jüdischen Familien, mit dem Zug aus Prag nach Großbritannien brachten, ehe Hitlers Truppen in Polen einmarschierten und der Zweite Weltkrieg begann. Wie ihm das gelang, wer er überhaupt war und wer außer ihm an den Rettungsaktionen beteiligt gewesen ist, hat sich zumindest außerhalb des Vereinigten Königreichs noch nicht recht in das kollektive Gedächtnis eingeschrieben.

Dass „One Life“ an diesem Umstand ganz entschieden etwas ändern möchte, darauf deutet bereits der Titel dieser Filmbiografie hin. Der Spruch aus dem Talmud, „Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt“, auf den hier angespielt wird, wurde bereits durch „Schindlers Liste“ über den religiösen Kontext hinaus bekannt. Regisseur James Hawes will mit seinem Kinodebüt nun Nicholas Winton, der in seiner Heimat bereits den Beinamen „Der britische Schindler“ besitzt, so scheint es, ein ähnliches Andenken bereiten, wie es Oskar Schindler seinerzeit durch das Kino zuteilwurde. Dazu wählt der britische Filmemacher mitunter sogar ähnliche Motive wie einst Steven Spielberg.

So etwa im Erzählen von Nicholas Winton (Johnny Flynn) Reisen ins noch unbesetzte Prag, wohin Zehntausende nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in die Tschechoslowakei geflohen sind, an die er sich als beinahe 80-jähriger erinnert (dann gespielt von Anthony Hopkins), kurz bevor seine

Taten der Öffentlichkeit bekannt werden. Wenn sich der junge Brite seinen Weg durch die behelfsmäßigen Flüchtlingsunterkünfte, ihren Schmutz und das Leid bahnt, folgt die Kamera immer wieder einem kleinen Mädchen, das mit einem Baby auf dem Arm durch das Lager irrt. Ähnlich wie das ikonische Mädchen im roten Mantel in „Schindlers Liste“, suggeriert auch „One Life“, dass es ihr Anblick ist, der den Protagonisten letztlich zum Entschluss bewegt, helfen zu wollen, helfen zu müssen.

Berichtet „One Life“ von den Hürden, denen sich Nicholas Winton nach diesem Entschluss ausgesetzt sieht, vertraut der Film auf altbekannte Formeln vergleichbarer Historiendramen, die sich den heroischen Taten von Einzelnen widmen. Da die britische Regierung zwar durchaus staatliche Kindertransporte aus Deutschland und Österreich organisiert, nicht aber aus der Tschechoslowakei, möchte Winton zusammen mit den Freiwilligen vor Ort selbst eine Rettungsaktion auf die Beine stellen. In schnell geschnittenen Montagen ist er mal beim eifrigen Planeschmieden mit Vertretern eines britischen Hilfskomitees vor Ort (Alex Sharp und Romola Garai) zu sehen, mal in geheizten Telefonaten mit seiner couragierten Mutter Babette (Helena Bonham Carter), die die Behörden in London von der Notwendigkeit überzeugen soll, den Kindern ein britisches Visum auszustellen.

James Hawes gelingt es so zwar durchaus, sowohl das enorme Engagement der Menschen um Nicholas Winton als auch die bisweilen tödliche Ignoranz bürokratischer Strukturen eindrücklich darzustellen. Eine Einreiseerlaubnis erhielten die Kinder schließlich nur dann, wenn sich zuvor britische Paten fanden, die für alle entstehenden Kosten während des Asyls aufkommen und darüber hinaus im Vorfeld eine Gebühr von 50 Pfund (was heute fast 10.000 Euro entspricht) entrichten würden.

Und auch die TV-Sequenz, durch die die Taten Nicholas Wintons eine späte Anerkennung fanden, ist selbst in der nachgespielten Fassung überaus berührend. Nicht zuletzt wegen der Würde, die Anthony Hopkins' bedächtiges Spiel einem Mann verleiht, der sich bis ins hohe Alter mit dem Gedanken quälte, nicht noch mehr Kindern das Leben gerettet zu haben. Indem Nicholas Wintons Geschichte in altbekannte Erzählmuster gepresst wird, entlässt „One Life“ einen allerdings mit einem ähnlichen Gefühl des „Nicht-gerecht-Werdens“, wie es besagte virale Videos tun. Durch den konventionellen Ansatz, den James Hawes wählt, geht es auch hier zuerst um das mediale Moment. Erst dann um die individuelle Person, um Nicholas Winton selbst.

„One Life“, Regie: James Hawes. Mit Anthony Hopkins, Helena Bonham Carter u. a. Vereinigtes Königreich 2023, 113 Min.

Die alten Geister des Pop

Lang nicht mehr gesehen: Künstlerin Cosima von Bonin zeigt ihre niedlichen, eher abgründigen Figuren in der Frankfurter Schirn

Von Stephanie Grimm

Am Eingang von Cosima von Bonins Werkschau „feelings“, hierzulande ihre erste seit zwölf Jahren, grüßt Daffy Ducks Silhouette. Die schwarze Ente wirkt wie ein Conférencier, der auf Krawall einstimmt – was vielleicht weniger ihrer Pose geschuldet ist als der bunten Akt, die neben ihr in der Wand steckt.

Daffy, im Zeichentrick-Universum bekannt fürs lustvolle Scheitern, taucht in den drei Ausstellungsräumen in der Frankfurter Schirn immer wieder auf. Und verabschiedet sich am Schluss mit identischer Pose. Doch diesmal trägt er ein edles Tuch, um die Lenden gewickelt wie ein Sarong, und sieht aus wie ein Guru. Welch frohe Botschaft verbreitet die „Church of Daffy“, so der Titel

dieser Arbeit von 2023? Der Schriftzug „cute“ dahinter lässt weiterführenden Überlegungen gleich die Luft heraus.

Diese Daffys scheinen den Markenkern von Bonins Kunst zu umreißen: Ihre Skulpturen, Bilder und Installationen sind in ein Netz von Referenzen eingebettet und meiden dennoch die Verortung in einem konkreten Kontext. Dabei greifen ältere und neue Arbeiten nahtlos ineinander; von Bonin ist der Strategie, ihre Arbeiten kontrastreich, aber frei von Sendungsbewusstsein zu halten, über die Jahre treu geblieben. Bunt, vergnügt, eher abgründig als niedlich. Etwa die bäuchlings drapierten Plüschschweine, die erschöpft wirken, obwohl ihre Kinderrucksäcke leicht gepackt sind; neben ihnen Handschellen.

Ein sympathisches Credo der 1964 im kenianischen Mombasa geborenen, in den neunziger Jahren in der umtriebigen Kölner Kunstszene zu Ruhm gekommenen Künstlerin war von jeher „Wir sind viele“. Immer wieder arbeitet sie mit Popmusikern zusammen: mit Dirk von Lowtzow von Tootronic, dem House-Crooner Justus Köhncke oder dem Technoproduzenten Moritz von Oswald. Freimütig legte sie offen, wer sie inspiriert – und delegiert entsprechend gerne, frei nach dem Tootronic-Songtitel: „Macht es nicht selbst.“ So lässt von Bonin etwa ihre textilen Wandbilder, die sie nonchalant „Lappen“ nennt,



Ob Ironie wohl altern kann? Cosima von Bonin, „What If It Barks 5 (Petite Version With Blue Ukulele)“, 2018
Foto: © Magazin III Museum for Contemporary Art, Stockholm

von Haute-Couture-Schneider:innen anfertigen.

Auch die Verweigerung einer didaktischen Herangehensweise scheint eine sympathische Haltung zu sein – gerade vor dem Hintergrund, dass man immer penetranter mit Botschaften zugeballert wird und die Ambiguitätstoleranz allerorten dahinschmilzt. Doch beim Rundgang durch die Ausstellung wirken gerade die Arbeiten erfrischend, die sich gar nicht auf ausgelastete Diskurspfade beziehen. Der spezielle Humor der neunziger Jahre, so scheint es, ist doch eher schlecht

gealtert. Schließlich hat die Realität derartige ästhetische Zuspitzung längst überholt, und um die vermeintliche Selbstoptimierung wurden perfider Fallstricke gesponnen, als man es sich seinerzeit vorstellen wollte. Auch das von Daffy Duck zelebrierte Scheitern war eigentlich auch damals schon ein Privileg der Rich Kids. Nur blieb das Ökonomische selbst in popkulturellen Milieus seinerzeit seltsam ausgeblendet.

Die besten Momente von „feelings“ sind die skurril surrealen: etwa wenn der mit allerhand Nippes behängte, aufrecht stehende Fisch mit Ukulele sich mit der Frage konfrontiert sieht: „What if it barks?“ Wenig doppelbödig scheint dagegen die Stoffrüstung, wenn von Bonin in einem ihrer „Lappen“ von 2023 den inflationär benutzten Psychotalk-Begriff des „Gaslighting“ Bambi gegenüberstellt. Auch in Niedlichkeit kann Manipulation stecken? Nun ja. Geschenkt.

Bisweilen sorgt bei diesem Rundgang ein Perspektivwechsel für erfrischende Momente – je nachdem, von welcher Seite man sich nähert, ragen andere Arbeiten in das Sichtfeld und treten in Austausch. Assoziationsreich ist „feelings“ allemal. Das Kopfkino knipst sich trotzdem nur manchmal an. Dazu wirkt das Ganze oft zu hermetisch.

„feelings“: Cosima von Bonin, Schirn Kunsthalle, Frankfurt a. M., bis 9. Juni